

›West‹ und ›Ost‹ im Kalten Krieg

Ein irreführendes Paradigma

Barbara Picht

Es gilt als das markanteste Merkmal des Kalten Krieges, dass sich mit Ende des Zweiten Weltkrieges eine dualistische Weltordnung etablierte. Fast 50 Jahre lang, so der Konsens, standen sich zwei Lager gegenüber, die »in ein spezifisches Werte-, Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltenskorsett mit der direkten und vielfach unüberbrückbar erscheinenden dualistischen Zuordnung von Freund und Feind« gezwungen wurden.¹ Die Rede von Freund und Feind ist dabei engstens verknüpft mit der räumlichen sowie ideologischen Zuordnung zu Ost oder West. Das Konzept des Westens gilt für die Nachkriegszeit als maßgeblicher Orientierungspunkt nicht allein der Bundesrepublik und als eine Art Negativfolie für die Selbstvergewisserung östlich des Eisernen Vorhangs.

Dies vorausgesetzt, stellt sich die Frage, wie in zwei zentralen Diskursen der nationalen wie europäischen Identitätskonstruktionen – gemeint sind die Wissenschaft von der Geschichte und die von der Literatur – mit der politisch verfügbaren, kulturhistorisch denkbar willkürlichen Grenzziehung zwischen Ost und West umgegangen wurde. Wie positionierten sich die Geschichts- und Literaturwissenschaften im geteilten Europa? Wie definierten sie den jeweiligen nationalen wie europäischen ›Ost‹ der europäischen Gesellschaften in der von den Siegermächten verfügbaren Nachkriegskonstellation? Welche Umdeutungsvorgänge, Stellungnahmen und welche Neuorientierungen lassen sich finden?

Um diesen Fragen nachzugehen, habe ich beispielhaft das Werk je eines Geschichts- und je eines Literaturwissenschaftlers aus Frankreich, beiden Deutschlands und Polen betrachtet. Dass keine Frau unter ihnen ist, liegt an der männlichen Dominanz in den Wissenschaftssystemen der Zeit. Die Quellengrundlage der folgenden Ausführungen sind die Zeitdeutungen der Historiker Fernand Braudel (Frankreich), Werner Conze (Bundesrepublik), Walter Markov (DDR) und Oskar

1 Forschungsbericht 2009. Berichtszeitraum 2002–2008. Hg. von Philosophische Fakultät der Universität Potsdam 2009, S. 58. Der vorliegende Beitrag fußt auf meiner Studie Barbara Picht: Die »Interpreten Europas« und der Kalte Krieg. Zeitdeutungen in den französischen, deutschen und polnischen Geschichts- und Literaturwissenschaften. Göttingen 2022.

Halecki (Polen) sowie die Epochenwahrnehmungen der Literaturwissenschaftler Robert Minder (Frankreich), Ernst-Robert Curtius (Bundesrepublik), Werner Krauss (DDR) und Czesław Miłosz (Polen).

Diese acht Wissenschaftler gehörten einer Generation an, die bereits in den Zwischenkriegsjahren entweder schon beruflich tätig war oder ihre Promotion abgeschlossen hatte. Politisch vertraten sie sehr unterschiedliche Standpunkte. Das Spektrum reicht von den völkischen Utopien des jungen Conze bis zu den marxistischen Überzeugungen von Krauss und Markov. Eine politisch möglichst heterogene Gruppe zu untersuchen, war das Ziel.

In ihren frühen Nachkriegsveröffentlichungen interpretieren diese acht Autoren die europäische jüngste Vergangenheit und Gegenwart unterschiedlich und zum Teil durchaus in Konkurrenz zueinander. Sie verbinden mit ihren Zeitdiagnosen Forschungsprogramme, durch die sie ihre Disziplinen prägen werden. Jeder von ihnen wollte Einfluss nehmen auf sein Fach, aber auch auf die politische Gegenwart nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Verhandelt wurde unter diesen Historikern und Literaturwissenschaftlern, was Braudel und Conze als moderne Zivilisation oder moderne Revolutionierung der Erde bezeichnen, worunter Markov und Krauss Klassenkampf oder dynamisches Fortschrittsdrängen verstanden wissen wollten, worin Minder, Curtius und Halecki den Verlust der europäischen Gesamtopsik, die Krisis der europäischen Kultur oder das Ende des europäischen Zeitalters sahen und was nach Miłosz in Gestalt einer Zivilisation des Neuen Glaubens um sich griff. Sie alle begründeten dabei ihre Vorstellungen vom historiografisch und literaturwissenschaftlich jetzt Notwendigen, nicht mit Europas Gegenwart in den frühen Nachkriegsjahren, nicht mit den beiden Weltkriegen oder dem Ost-West-Konflikt. Sondern ihre Forderungen an die Wissenschaft von der Geschichte und von der Literatur fußen auf ihren – durchaus unterschiedlichen – Interpretationen der europäischen Moderne, einer Moderne, die für sie alle mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert beginnt.

Die Systemkonfrontation zwischen Ost und West spielt dabei in den programmatischen Nachkriegsschriften dieser Autoren eine verblüffend geringe Rolle. Es begegnet einem bis in die späten 1950er- und sogar bis in die 1960er-Jahre hinein in ihren Texten weit mehr ungeteilt gedachtes Europa als Kalter Krieg. Diese acht Vertreter ihrer Fächer sahen sich, so unterschiedlich ihre Positionen im Einzelnen waren, durch die politischen Dynamiken nach 1945 in bisherigen Denkfiguren und Argumentationsmustern eher bestätigt als zu neuen Fragen aufgefordert. Zu beobachten ist, dass sie alle den Systemkonflikt in einen historischen Deutungszusammenhang einschrieben, in dem der Kalte Krieg nicht als markanter Einschnitt, nicht als etwas qualitativ Neues erscheint.

Als ein Kampf um die vermeintlich richtige Antwort auf die Moderne wurde auch der Kalte Krieg geführt. Es ging um Überlegenheit im Umgang mit sozialem Wandel, um einen Wettbewerb der Werte, um konkurrierende Gesellschaftssysteme-

me und die effizienteste Nutzung der Modernemerkmale Wissenschaft und Technik. Die Positionen der hier betrachteten Geschichts- und Literaturwissenschaftler können durchaus in diesen Deutungskontext eingeschrieben werden. Doch weit schwerer fällt es, die Zeitdiagnosen dieser Gelehrten der Ost-West-Logik des Systemkonflikts zuzuordnen. Ihre kultur- und sozialhistorischen Analysen folgen globalhistorischen Ansätzen oder gelten (durchaus auch aus nationalen Interessen) einem nicht geteilt gedachten Europa, ohne dass damit das politische Konzept von Europa als »dritter Kraft« gemeint ist. Wissenschaftliche Debatten wurden in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten geführt bzw. fortgeführt, ohne die daraus resultierenden Deutungsangebote mit den konkurrierenden Standpunkten der beiden Supermächte notwendig zu verbinden, diesen zu- oder unterzuordnen. Den ihnen gemeinsam aufgegebenen Problemzusammenhang ›Europas Moderne‹ analysierten diese Wissenschaftler nicht im Dienst von ›Ost‹ oder ›West‹ und also auch nicht orientiert am Konzept des Westens. Verhandelt wurde weder die seit dem 19. Jahrhundert diskutierte und durch die Wucht des Ersten Weltkriegs an Aktualität gewinnende Vorstellung einer Westernisierung, die von einem wachsenden inneren Zusammenhang zwischen englischer, französischer und amerikanischer Gesellschaft ausgeht. Noch ging es um die davon zu unterscheidende Amerikanisierung, über die ebenfalls seit den 1920er-Jahren debattiert und welche in der Nachkriegszeit zu einem Gegenbegriff von Sowjetisierung wurde. Es fehlt in der Folge eine verstärkte Aufmerksamkeit für die neue Supermacht USA. Mit großem europäischem Selbstbewusstsein werden die Vereinigten Staaten dort, wo sie thematisiert werden, kulturhistorisch Europa zugeordnet. Curtius bezeichnet die USA als ein »Annex« Europas.² Halecki gemeindet sie schlicht ein, wenn er argumentiert, es sei unverändert Europa, welches der Sowjetunion in der Konfliktsituation der Nachkriegszeit gegenüberstehe, nur eben nun ein Europa, welches sich über den Atlantik ausgeweitet habe und die USA einschlosse. Er spricht vom »Binnenmeer der Christenheit«.³ Auch Braudel interessierte sich weit mehr für die welthistorisch bedeutsame Ausstrahlungskraft Europas als für die jüngsten Machtverschiebungen und dachte gar nicht daran, sein methodisch anspruchsvolles Ziel einer *histoire totale* zu opfern angesichts der zwischen Ost und West gezogenen Grenze, die er nicht als eine Grenze verstand, an der sich sein wissenschaftlicher Deutungsanspruch nun zu orientieren habe. Auch bei Minder, Conze, Krauss, Markov und Miłosz findet sich im Nachkriegswerk keine Auseinandersetzung mit dem Konzept des Westens.

Zu konstatieren ist darüber hinaus ein weiteres Merkmal der europäischen Wissenschaftsdynamik der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte, das der Ost-West-Dichotomie ebenfalls nicht entsprach oder gehorchte. Den Resonanzboden für die his-

2 Ernst Robert Curtius: *Deutscher Geist in Gefahr*. Stuttgart/Berlin 1932, S. 50 und S. 111.

3 Oskar Halecki: *Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*. Autorisierte Übersetzung von Gertrud und Erich Bayer. Darmstadt 1957, S. 46.

torischen Selbstausslegungen, die diese Autoren zur Diskussion stellten, bildeten andere Themen und Referenzen als die, die im »Kampf der Weltanschauungen« des Kalten Krieges maßgeblich wurden. Nicht über Ost- *versus* Westintegration, nicht über die Atomkriegsgefahr und das Wettrüsten, nicht über die deutsche und europäische Teilung wurde diskutiert. Die von diesen Wissenschaftlern mit geführten Debatten orientierten sich vielmehr an Zeit- und Zivilisationsdiagnosen, in denen Fragen der Moderne und der Krise Europas noch nicht als Fragen der Systemkonkurrenz zwischen den neuen Supermächten aufgefasst worden waren. Für Krauss und Markov, Miłosz und Halecki blieben Denker relevant, deren Analysen nicht dem Antagonismus zwischen Ost und West gelten oder geschuldet sind, und auch Minder und Braudel, Curtius und Conze beriefen sich weiterhin auf solche Deutungsangebote – sei es zustimmend, sei es ablehnend. Beispielfhaft lässt sich das zeigen an ihren Bezugnahmen auf das Werk T. S. Eliots, Ortega y Gasset, Henri Pirennes und Arnold J. Toynbees (ohne dass dies hier im Einzelnen ausgeführt werden kann).⁴ Auch die Rekurse auf Henri Bergson, Benedetto Croce, André Gide, Jacques Maritain oder Romain Rolland sind west- wie östlich des Eisernen Vorhangs als fortwirkender Debattenkontext zu finden. Zugleich hat keiner der hier betrachteten Wissenschaftler versucht, ein Interpretationsschema für den Kalten Krieg oder die Teilung Europas zu entwickeln. So unterschiedlich ihre Zeitdeutungen, die von den jeweiligen nationalen wie politischen Standpunkten mit abhingen, und so verschieden ihre Auffassungen vom wissenschaftlich Notwendigen waren: Die Diskussionszusammenhänge und das Rezeptionsverhalten in den europäischen Geschichts- und Literaturwissenschaften, wie sie in den Werken dieser acht Wissenschaftler sichtbar werden, überspannen die Grenze, die der Kalte Krieg durch Europa zog. Und sie tun dies nicht um einer Überwindung dieser Grenze willen. Sondern eine weit hinter Kriegsende und Ost-West-Teilung zurückgreifende historische Kontextualisierung führte dazu, dass sie alle die Blockkonfrontation nicht in dem Maß als eine neue Weltordnung interpretierten, wie wir es heute rückblickend meist tun. Für ihre »Interpretationen« Europas spielte die politische Teilung eine bemerkenswert geringe Rolle. Der Eiserne Vorhang wurde zwar als politisch dominant, aber nicht als Symbol einer historischen Zäsur von solcher Qualität wahrgenommen, dass sie einen kultur- und sozialhistorischen Paradigmenwechsel erfordert hätte. Die Wissenstopografie, die sich beim Blick in diese Werke zeigt, bildet darum die Machtblocklogik des Kalten Krieges nicht ab und sie gehorcht ihren Grenzziehungen nicht. Das von dem Forschungsverbund *Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa* erarbeitete Konzept, wonach frühere Grenzen oder territoriale Gliederungen Räume weiterhin strukturieren können, auch wenn sie institutionell bereits anders organisiert wurden, kann

4 Siehe hierzu ausführlicher Picht: Die »Interpreten Europas« und der Kalte Krieg, S. 85–174.

offensichtlich auch auf Forschungsdynamiken in den europäischen Wissenschaften Anwendung finden.⁵

Den politischen Folgen der Ost-West-Spaltung konnte sich gleichwohl keiner der hier betrachteten Wissenschaftler entziehen. Sie wirkten sich auf ihre Arbeit deutlich und vor allem hindernd aus, denn der ideologische Dualismus des Kalten Krieges stand ihren wissenschaftlichen Anliegen und Ambitionen vielfach im Weg. Die ›institutionelle Macht‹ des Kalten Krieges bekamen Fernand Braudel und Robert Minder, Werner Conze und Ernst Robert Curtius, Walter Markov und Werner Krauss, Oskar Halecki und Czesław Miłosz deutlich zu spüren, wenn auch unterschiedlich stark. Sie wirkte sich auf die Arbeit von Halecki und Miłosz im US-amerikanischen Exil und von Markov und Krauss in der DDR weit mehr aus als auf die ihrer Kollegen in Frankreich und der Bundesrepublik. Doch auch für sie änderten sich durch den Ost-West-Konflikt die Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens.

Es gibt, so lässt sich bilanzieren, einen deutlichen Unterschied zwischen der Bedeutung der Systemkonkurrenz für das Denken dieser Wissenschaftler über das eigene Fach, über Europas Moderne und Gegenwart, über Literatur und Geschichte einerseits. Hier überwogen Kontinuitäten in den Programmatiken und Zeitdeutungen, die an die Zwischenkriegszeit anknüpften, und der Ost-West-Konflikt wurde bestehenden Modernedeutungen eher zugeordnet denn als eine grundlegend neue Konstellation verstanden.

Davon zu unterscheiden sind die veränderten Bedingungen, unter denen das Nachkriegswerk der Literaturwissenschaftler und Historiker entstand. Sehr rasch und spürbar wirkte sich hier die Systemkonkurrenz aus. Die politische Dynamik und Brisanz des Ost-West-Konflikts entfaltete auf der Ebene der politischen Institutionen und Entscheidungsträger, der Universitäten, wissenschaftlichen Gremien und Forschungseinrichtungen, aber auch der fördernden Stiftungen und jeweiligen Publikations- und Rezeptionsbedingungen ihre Wirksamkeit. Dass sich die Bedingungen der Wissensproduktion verändert hatten, bedeutete zwar nicht, dass ein Denken in bipolaren Ost-West-Kategorien automatisch auch in den Wissenschaften bestimmend wurde. Doch konnte keiner der hier betrachteten Autoren von den nun entstandenen Arbeitsbedingungen und den wissenschaftspolitischen Folgen absehen, die der Kalte Krieg mit sich brachte. Sie gingen unterschiedlich damit um. Immer dann, wenn die Deutungsmuster ihrer Geschichts- und Gegenwartsinterpretationen politisch nicht gewollt waren, lassen sich Ausweichbewegungen ausmachen, so, wenn sie unfreiwillig ihre Themen eingrenzten oder auch nach Forschungsalternativen suchten, um wissenschaftspolitischen Einflüssen weniger ausgesetzt zu sein.

5 Siehe Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken. Hg. von Béatrice von Hirschhausen u.a. Göttingen 2015.

Es hieße aber, der Metapher vom Eisernen Vorhang zu viel Macht über die wissenschaftliche Deutung einzuräumen, würde ein geteiltes Europa immer schon vorausgesetzt, um die Wissenschaftsdynamiken der Nachkriegszeit zu untersuchen. Die hier beispielhaft gewählten Historiker und Literaturwissenschaftler sahen sich durch die neu entstandene Ost-West-Konfrontation in ihrem bisherigen Blick auf die europäische Moderne und ihre krisenhafte Entwicklung eher bestätigt, als dass sie die Nachkriegszeit als eine neue Ära wahrgenommen und dem Kalten Krieg die Qualität einer Epochenäsur konzediert hätten. Sie verstanden ihn als eine Art Etappe in einer deutlich früher schon manifest gewordenen Gesamtkrise, die es aus eigener, und das meint in ihrem Fall gesamteuropäischer Kraft zu überwinden gelte. Ihre Epocheninterpretation stand also in einem gewissen Konkurrenzverhältnis zu der von den beiden neuen Supermächten beanspruchten Gegenwartsdeutung und Machtausübung. In der Beschäftigung mit dem Konzept »der Westen« ist also zu fragen, ob und wie sehr das Denken in dieser Kategorie die geistes- und kulturwissenschaftlichen Debatten im Europa der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte tatsächlich bestimmt hat.

Nimmt man die nachfolgenden Generationen und auch die Situation nach 1989 in den Blick, ändert sich das Bild. Wer unter den Bedingungen der Ost-West-Konfrontation sozialisiert wurde, konnte nicht mehr auf ein Wissenschafts- und Europaverständnis zurückgreifen, das noch ganz selbstverständlich gesamteuropäisch konnotiert war. Zwar sollte auch für die europäischen Geschichts- und Literaturwissenschaften ab den 1970er-Jahren die Blockkonfrontation nicht immer schon als maßgeblichste Prägekraft vorausgesetzt werden. Der Befund aber wäre sicher ein anderer als bei der hier betrachteten Generation. Wie wirkmächtig das Konstrukt des Westens als – je nach Perspektive – feindlichem Gegenüber oder freiheitlicher Alternative zum »Osten« die Selbstbilder Europas geprägt hat, wird nicht zuletzt daraus ersichtlich, dass die europäischen Gesellschaften auch mehr als 30 Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges noch weit davon entfernt sind, ohne diese Konzepte auszukommen und ihr Spaltungspotenzial überwunden zu haben.